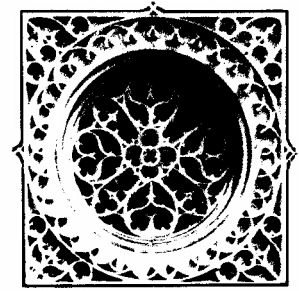


Paulinerverein e.V.

Bürgerinitiative zum Wiederaufbau von Universitätskirche
und Augusteum in Leipzig .



Paulinerverein e.V. ▪ „Haus der Kirche“, Burgstr. 1-5 ▪ D-04109 Leipzig

Vorsitzender:
Dr. Ulrich Stötzner
Stellvertreter:
Dr. Christian Jonas
Gerd Mucke

Leipzig, am **09. Mai 2009**

Sehr geehrte Mitglieder, liebe Freunde der Universitätskirche,

am **30. Mai 2009 (Pfingstsonnabend)** ist der 41. Jahrestag der Sprengung
der Universitätskirche St. Pauli in Leipzig.

Wir laden Sie herzlich ein zu unserer Veranstaltung des Erinnerns und der
sich daraus ergebenden Konsequenzen um **10:00 Uhr** auf dem **Augustusplatz**.

Die Ansprachen halten Dr. Christian Halbrock, Berlin,
ein Kenner der Geschichte der Kirchensprengungen in der DDR,
und Dipl.-Theol. Helga Hassenrück, Leipzig,
die 1968 als Theologiestudentin aus politischen Gründen in Haft kam.
Das Schlusswort hält Pfarrer Christian Wolff.

Dankbar sind wir, dass Thomaskantor Prof. Biller und Sänger des Thomanerchores
auch dieses Jahr ihre Mitwirkung zugesagt haben.

Bitte sagen Sie diese Einladung weiter an Ihre Angehörigen, Freunde und
Bekannteten.

Mittlerweile hat der Architekt Erick van Egeraat Insolvenz angemeldet, sein Vertrag
wurde gekündigt, ein neues Architekturbüro wurde beauftragt. Nunmehr soll der
Kirche-Aula-Bau Ende 2010 fertig sein.

Zur Aufstellung von Altar und Kanzel gibt es nach wie vor keine Festlegungen.

Die Trennwand zwischen Ostchor und Kirchenschiff wurde inzwischen in Auftrag
gegeben - die Universitätsleitung hat sich gegen den Willen des Freistaates Sachsen
als Bauherr, gegen den Widerstand der Theologischen Fakultät, der Universitäts-
musik, der Evangelischen Landeskirche Sachsen und ihres Bischofs, gegen maß-
gebliche Meinungen von Fachleuten, gegen den Protest vieler Bürger, darunter
zahlreiche namhafte Persönlichkeiten, und gegen alle Bemühungen und Proteste
des Paulinervereins durchgesetzt.

Wir werden für die einmal gewonnene Einsicht auch in Zukunft einstehen:
Nur eine klare Entscheidung für die Universitätskirche St. Pauli, die als Kirche -
mit Altar und Kanzel - und als Aula genutzt werden kann, ohne Trennwand zwischen
Chorraum und Kirchenschiff, überwindet die Unrechtsentscheidung von 1968 wirklich.

**Helfen Sie bitte durch Ihre Verbundenheit und kommen Sie am 30. Mai
auf den Augustusplatz.**

Aus unserer **neuen Geschäftsstelle im „Haus der Kirche“, Burgstraße 1-5,
04109 Leipzig**, grüßen wir Sie herzlich

Christian Jonas

Gerd Mucke

Ulrich Stötzner

Friedrich Schorlemmer: Plädoyer für eine erneuerte Universitätskirche
*Rede am 30. Mai 2008 auf dem Augustusplatz zum 40. Jahrestag der Sprengung
der Universitätskirche St. Pauli*

„Die Paulinerkirche war und ist ein notwendiger Störfaktor der Universität.
Diese Kirche stellte damals durch ihr bloßes Dasein den Alleinvertretungsanspruch
auf Wahrheit und auf Macht, der bis zum 1.12.89 als SED-Staatsdoktrin galt, infrage.
Die Kirche störte. Diese Kirche störte. Ein Störfaktor. Eine störende Erinnerung,
eine Mahnung, eine Frage an die Herrschenden, die sich absolut gesetzt hatten.

Eine Kirche, die nicht stört, sondern sich immer nur einzufügen, einzugliedern,
einzuschmiegen und einzuschmeicheln sucht, ist nicht bei ihrem Auftrag und macht sich
in dem Maße überflüssig als sie sich gebrauchen läßt. [...]

Wer in einem „nachempfundenen“ Kirchenraum den Altarraum mit Panzerglas abtrennt
und so umbauen will, dass der Kirchencharakter nur noch „durchsichtig“ ist, aber weg vom
Leben bleibt, der will nichts verstehen von den drei miteinander verbundenen Funktionen,
die diese erste deutsche Universitätskirche gehabt und über Jahrhunderte wahrgenommen
hat:

nämlich eine Kirche für Gottesdienste,
eine Konzerthalle für Universitätsmusik
und eine Aula für akademische Festakte
in einem zu sein. [...]

Was wir Heutigen entscheiden, ist nicht „für die Ewigkeit“. Doch es soll schon Bestand haben,
nicht kurzzeitig-zeitgeistigem Geschmack mit einer absperrenden Durchsichtigkeit und
leuchtenden Säulenattrappen entsprechen, vor denen schon eine nächste Generation
den Kopf schütteln mag.

Mein Resümee:

Leipzig braucht die Universitätskirche als eine störende, als eine heilsame Erinnerung,
in der Vergewärtigung geschieht, damit menschliche Zukunft gefördert wird,
immer das bedenkend, worüber wir als Menschen nicht verfügen können.
Kirche als ein Störfaktor, ein innerer Kraftquell, ein Orientierungsort.“

**Gedenkveranstaltung des Paulinervereins
zum 41. Jahrestag der Sprengung der Universitätskirche in Leipzig
am 30. Mai 2009 auf dem Augustusplatz**

Sie finden hier die Ansprachen von Dr. Ulrich Stötzner, Dr. Christian Halbrock, Pfarrer Gerd Mucke und Pfarrer Christian Wolff

Begrüßung durch den Vorsitzenden Dr. Ulrich Stötzner

Liebe Bürger und Gäste unserer Stadt
Liebe Freunde der Universitätskirche
Meine Damen und Herren

Im Namen des Vorstands des Paulinervereins begrüße ich Sie sehr herzlich. Nun stehen wir wieder an dieser Stelle und sehen vor uns ein Gebäude, das die meisten Leute, die hier vorbeigehen, Universitätskirche nennen.

Das Haus ist gerichtet, der Turm wird bald die alte Glocke tragen. Der Platz wird von dem Giebel dominiert, und das ist gut so für den Platz. Der Architekt ist insolvent. Ungeachtet dessen wird er weiterhin als Star bezeichnet. Die Bauarbeiten gehen verzögert weiter. Das Gebäude soll Ende 2010 beziehbar sein.

Es war ein mühevoller Weg, bis 2004 schließlich eine Lösung gefunden war. Es sei daran erinnert, dass danach der Siegerentwurf im Innern immer wieder verändert und bis zur Unkenntlichkeit ausgehöhlt und verfremdet wurde. Der Architekt ist diesen Forderungen der Universitätsleitung gefolgt und hat damit seine ursprüngliche Idee einer Teilrekonstruktion der dreischiffigen Halle aufgegeben.

Die nun in Auftrag gegebene Glaswand soll die sogenannte Aula, also das Kirchenschiff, vom sogenannten Andachtsraum, also einem Teil des früheren Ostchores, trennen. Trotz Transparenz bleibt die Trennwand ein Widersinn angesichts des Raumzusammenhangs.

Die mittleren Säulenpaare sind nur amputierte Attrappen, die von der Decke herabhängen. Die beabsichtigte Innenausstattung aus Gips und Plaste bleibt der Bedeutung des Ortes unangemessen. Sie wird keinen Bestand haben.

Die politisch gewollte Sprengung von 1968 hat in unserer Erinnerung das Bild von einem Bauwerk hinterlassen, wie es mit seinem spät-neugotischen Antlitz, der platzbeherrschenden Ostfassade nach dem Vorbild des Doms von Orvieto von Arwed Rossbach, in einer Staubwolke dahinsank. In diesem Bild lebt die kollektive Erinnerung an die Schändung einer Stadt, gepaart mit der Schmach, der Obrigkeit nicht genügend getrotzt zu haben.

Heute vor einem Jahr haben uns am Abend in der Thomaskirche Redner die Sprengung der Universitätskirche erklärt, die 1968 sehr weit weg von hier waren. Die gleichen Personen haben sich im Laufe des letzten Jahres durch Beschlüsse und Handlungen gegen eine Wiedergewinnung der Universitätskirche als Ganzes ausgesprochen bzw. entschieden. In der Berichterstattung einer führenden Zeitung unserer Stadt über diesen Bau heißt es nur noch Paulinum. Man hat den Eindruck, das Wort „Universitätskirche“ ist zum Unwort gekürt worden. Und wieder müssen wir uns fragen, haben wir genug gesagt und getan, um eine zweite Vernichtung der Universitätskirche St. Pauli zu verhindern.

Jahrelang haben wir unsere Vorstellungen und Forderungen artikuliert, waren gesprächsbereit, haben versucht, mit Sachargumenten zu überzeugen. Wir haben Unterschriften und Geld gesammelt und eine Stiftung gegründet. Maßgebende Persönlichkeiten unseres Landes, die kompetent, erfahren und weise genug sind, sich ein Urteil zu erlauben, haben offensichtlich in den Wind gesprochen.

Nichts von alledem wurde berücksichtigt. Im Gegenteil: eine ideologisch festgelegte Linie wurde durchgezogen, mit Macht und großer Härte, und gegen jede Vernunft. Das hatten wir schon einmal. Ist es Unkenntnis, Geschmacklosigkeit, Verbohrtheit oder gar böser Wille?

Was ist hier eigentlich los? Da wird über ein umstrittenes Denkmal diskutiert, während man sich anschickt, am eigentlichen Ort des Geschehens zur gleichen Zeit ein echtes Denkmal – die gerettete Ausstattung der Universitätskirche in ihrer Gesamtheit ist nämlich ein solches – zu verhindern. Da wird nach langwierigen Verhandlungen die Durchführung des Gottesdienstes „grundsätzlich“ gestattet, die selbst im dritten Reich und unter kommunistischer Herrschaft bis zur Sprengung selbstverständlich war. Da wird ein semantisches Verwirrspiel über die Namensgebung inszeniert: Paulinum, Paulinumbau, oder vielleicht Paulin-Umbau, Aula, nur bitte nicht Universitätskirche St. Pauli. Und dies alles geschieht im Jubiläumsjahr der Universität und der friedlichen Revolution, die genau auf diesem Platz ihren Ausgang nahm.

Die vor 41 Jahren gesprengte Paulinerkirche war seit dem 16. Jahrhundert Universitätskirche. Jetzt hebt sich hier wieder der Giebel hervor, im neuen Design und mit einer deutlichen Überhöhung. Architektur als Bedeutungsträger, das ist hier das eigentliche Thema.

Der italienische Architekt Mario Botta, der u.a. das Museum of Modern Art in San Francisco entworfen hat, sagt zum Wiederaufbau der von einer Lawine zerstörten Dorfkirche in Mogno im Tessin:

„Religiosität und Kirche sind ein Thema, auf das ich für alle anderen architektonischen Themen verzichten würde, da es eine Auseinandersetzung zum Extremen mit sich bringt, befreit von technischen – teilenden – funktionellen Schwierigkeiten, eine Dimension der Spiritualität, des Unendlichen, der Erinnerung.

Man kann keine Kirche bauen, ohne an die Geschichte zu denken. Man ist gezwungen, sich mit der 2000-jährigen Kirchengeschichte auseinander zu setzen. Gleichzeitig empfindet man dabei auch die Vergänglichkeit der Kultur des Modernen.....

Das Objekt ist klar, es ist eine Kirche...

Die Menschen wollen sich mit einem Ort identifizieren, ihre eigene Identität wieder finden. Ich erinnere mich, öfter Fragen gestellt zu haben, indem ich mich in die Unschlüssigkeit und Zweifel derjenigen versetzte, die dagegen waren. Warum wollt ihr diese Kirche überhaupt wieder aufbauen? Ich muß sagen, die Antwort war entwaffnend: „Wir wollen eine Kirche, weil es immer eine Kirche hier gab.“ Eine große philosophische Aussage: es war der gezielte Wille, sich von einer Lawine nicht entmutigen zu lassen, den nachfolgenden Generationen nicht ein Gebiet zu hinterlassen, das ärmer war als man es von den Vätern geerbt hatte. Finanzielle, technische und politische Gründe und Einwände außer Acht lassend muß ich sagen, es traf den Kern des Problems und des Glaubens....“.

(Ende des Zitats)

Weil hier 700 Jahre lang eine Kirche gestanden hat, soll hier wieder eine Kirche sein, weil sie gebraucht wird und weil nur sie selbst das an ihr verübte Unrecht überwinden kann. Für x-beliebige Mehrzweckhallen und Ballhäuser ist in der Stadt anderswo noch viel Platz.

Ansprache von Dr. Christian Halbrock, Berlin,
ein Kenner der Geschichte der Kirchensprengungen in der DDR

**Die Leipziger Universitätskirche vier Jahrzehnte nach ihrer Sprengung oder:
das Ringen um die Rehabilitierung von Gebäude und ideengeschichtlichem Konzept –**

Kommunisten sprengen halt Kirchen, könnte man sagen, und zur Tagesordnung übergehen. Sie verdrehen die Wahrheit, bekämpfen Andersdenkende und grenzen Andersgläubige aus – und, sprengen auch Kirche. Spätestens seit 1931 musste dies klar sein.

In diesem Jahr ließ der Moskauer Parteichefs Lasar Kaganowitsch die Christ-Erlöser-Kathedrale am Roten Platz in Moskau sprengen. Die Kathedrale hatte einem monumentalen Sowjetpalast zu weichen, der mit seinen 415 Metern der Sowjetmacht weltweit Achtung und Anerkennung einbringen sollte. Der Palast wurde nie gebaut, lediglich seine Fundamente entstanden – man nutze sie ab 1960, um hier ein Freibad einzurichten.

Eine Idee, eine Ideologie – so ist man versucht zu sagen - geht baden.

Bereits der Vorgang um die Christ-Erlöser-Kathedrale am Roten Platz in Moskau zeigte auf, was sich später bei anderen Kirchensprengungen im Ostblock bestätigen sollte – Kirchen und der in ihnen beheimatete Glauben sollten einer neuen Ideologie weichen und kommunistische Herrschaftsarchitektur an die Stelle der sakraler Bauten treten. Nicht umsonst prangte in Leipzig an der Stelle des Giebels der gesprengten Universitätskirche ein mit religiöser Symbolik aufgeladenes kommunistisches Wandrelief – Karl Marx in Metall erstarrt. Zum anderen zeigt das Moskauer Beispiel auch, dass jene, die gegen die Kirche, den Glauben und ihre Gebäude vorgingen, den von ihnen verwüsteten Raum nicht oder nicht dauerhaft mit neuen Inhalten und – oder wie im Leipziger Fall – mit ebenbürdigen Gebäuden auszufüllen wussten. Angesichts der an Stelle der alten Universität und Universitätskirche geschaffenen Betonwüste erwuchs nicht ohne Grund der Wunsch, hier nicht nur etwas anderes zu schaffen. Es setzte sich auch die Meinung durch, architektonisch an jene Traditionen anzuknüpfen, die den Ort zu dem machten, was er lange war. Ein Forum des Austausches, der universellen Bildung, das Glauben, christlich inspirierte Philosophie und säkulares Erkenntnisstreben miteinander verband.

Wie bei den in anderen Ostblockstaaten folgenden Sprengungen nahm das Unheil in Moskau – auch wenn andere Argumente für Sprengungen herhalten mußten, wie in Ostdeutschland zum Beispiel die Bombenschäden des Zweiten Weltkrieges – seinen Ausgang in den Köpfen derer, die sich vorgenommen hatten, den neuen Menschen zu erschaffen und die zugleich bürgerlich-demokratisches Denken bekämpften. Und ein drittes legte das

Moskauer Beispiel offen: Verantwortlich waren nicht nur die obersten Parteispitzen – jene schufen vor allen die Rahmenbedingungen, unter denen stattfand, was stattfand.

Verstrickt sind in allen Fällen, wo es zu Kirchensprengungen kam, ebenso die vor Ort Verantwortlichen – häufig trieben sie die Sprengungen erst voran, schufen die Voraussetzungen, um die Kirchen beseitigen zu können und drängten die Staats- und Parteiführung zu Beschlüssen, die den Abriß einleiteten. Jener Mitverantwortung haben sich auch die damaligen Entscheidungsträger Leipzigs zu stellen. Auch hiernach ist zu fragen. Wo sind jene heute, die damals zugestimmt oder geschwiegen haben?

Der Verweis auf die Moskauer Sprengung von 1931 soll nicht zuletzt den Blick auf die Leipziger Vorgänge weiten: Das, was in Moskau geschah, geschah später auch anderswo, auch in verschiedenen Orten der DDR, häufig nach dem gleichen Verlaufsmuster – die Leipziger Kirchensprengung war somit in der DDR kein Einzelfall, auch nicht der letzte Fall einer Kirchensprengung (es folgten noch die Christuskirche in Rostock, die Versöhnungskirchen in Berlin, die St. Franziskus-Kirche bei Staaken und der Markuskirche 1978 in Leipzig-Reudnitz). Unter dem Eindruck der Leipziger Proteste erhalten blieb hingegen die Marienkirche in Neubrandenburg, die 1968 bereits zur Sprengung freigegeben worden war – die Kirche war als Ruine von der Gemeinde die fünfziger und sechziger Jahre hindurch gegen den hartnäckigen Widerstand der DDR-Behörden in Feierabendarbeit in ihrem Bau gesichert worden, nun trat die Stadtverwaltung unter dem Eindruck der Leipziger Proteste gegen die Sprengung von ihrem Plan zurück. Vor dem Abriß gerettet wurden durch das Engagement der Gemeinde auch die Georgenkirche in Halle, die das Bild einer sozialistischen Schnellstraßentangente störte und die Heilandskirche im Mauerstreifen nach West-Berlin, für die West-Berliner Prominente, unter anderem Richard Weißäcker, eine Sammlung veranstalteten.

Der Blick über die Stadtgrenzen von Leipzig hinaus mag in diesem Zusammenhang und angesichts der aktuell emotional geführten Debatte hilfreich sein. Er weitet zugleich den Blick: die Leipziger Universitätskirche versankt 1968 im Schutt und unter der Wucht der Sprengladungen auch stellvertretend: Stellvertretend für das, was die SED der Kirche insgesamt zugedacht hatte. Die SED zeigte am Beispiel einer Universitätskirche, was sie von jenem historisch-ideengeschichtlichen Konzept hielt, nach dem sowohl kirchliche als auch weltliche Kräfte in der Verantwortung als Wertelite und werteprägend für die Gesellschaft gemeinsam zusammenwirken. Die Universitäten waren, weil sich hier die bessere Auswahl der Gesellschaft, die auf Werten wie Leistung und Anstand gründenden Eliten finden sollten, traditionell ein nahe liegender Ort, für ein solches Bestreben.

Da es sich hierbei mehr als nur eine Frage des Wissensaustausches handelte, sondern Mediation und Moderation gefragt waren, wuchs protestantischen Gotteshäusern, die in baulicher Verbindung zu Universitäten standen, eine wichtige Rolle zu.

Universität öffnet sich hier gegenüber den moralisch-ethischen Anliegen von Gesellschaft, bekannte sich an diesem Ort dazu, dass es neben dem Erkenntnisdrang auch eine Verantwortungsethik existiert, eine Verantwortungsethik, die sich nicht zuletzt aus dem christlichen Glauben speist; Protestantismus bewies sich hier als Vermittler zwischen Gesellschaft und Hochschule, trat als eine sowohl den Regierenden als auch Regierten dienende Kraft in Kommunikation mit der Wissenschaft. Als verbindende Klammer und als Dach wirkte ein Kulturprotestantismus der ostdeutschen Art. Er prägte nicht zuletzt die bürgerlichen Eliten und den intellektuellen Austausch in Städten wie Leipzig, Halle, Rostock und Greifswald über Jahrzehnte hinweg. In Zweifel zu ziehen ist somit, ob die Fragen, die den Neubau betreffen, tatsächlich Fragen sind, die nur die Universitätsleitung autark entscheiden sollte. In Leipzig entsteht mit dem wiedererrichteten Universitätskirche kein Bau in kulturgeschichtlichen Nirgendwo – sollte die Universitätsleitung diese Ansicht vertreten, wäre ihr zu empfehlen, sowohl den Universitätsneubau als auch den Kirchenneubau auf die grüne Wiese an den Rande der Stadt zu stellen – wer keine Partizipation der Bürger an der Entscheidung gestatten möchte und sich nicht den Anliegen von Bürgergesellschaft verpflichtet sieht, hat auch keinen automatischen Anspruch auf teures Bauland im Zentrum jener Bürgerkommune, deren Anliegen ihm ansonsten gleichgültig sind. Unverständlich ist es vor allem, wenn man von außen auf Leipzig schaut, warum eine Universitätskirche, wenn sie schon aufgebaut wird, nicht Universitätskirche heißen sollte. Auch die Außenwirkung einer solchen Entscheidung sollte mitbedacht werden.

Dies gilt auch für die vorgeschlagene, ansonsten aus Shopping-Malls und Event-Parks bekannte Trennung von vermeintlichen Erfahrungs- und Erlebnisräumen mittels einer Plexiglasscheibe.

Handelt es sich, so ist zu fragen, im Inneren der Kirche tatsächlich um Erfahrungs- und Erlebnisräume, die nicht zueinander finden dürfen? – dies wäre doch die Botschaft einer solchen Trennung.

Und ist es ratsam, die ästhetische Rückgewinnung des einst mit marxistischer Symbolik belegten Raumes anzustreben und dieses wiederum durch einen unästhetischen Akt aus Plexiglas zu krönen. Kirchensprengungen gab es in der DDR an verschiedenen Orten, vor allem in den fünfziger Jahren.

Die Leipziger Sprengung wurde aber deutschlandweit von den Christen als Signal verstanden. Zum einen, weil die bisherigen Scheinbegründungen, die Gebäude seien durch den Krieg in ihrer Substanz zu sehr beeinträchtigt, hier nicht greifen konnte. Gesprengt wurde eine vollständig erhaltene Kirche. Auch konnten die Sprengungen – denen in den fünfziger Jahren bereits vollständig erhaltene Gebäude zum Opfer gefallen waren – so die Heilig-Geist-Kirche

1959 in Magdeburg – kaum mehr als Kinderkrankheiten des DDR-Sozialismus abgetan werden.

Die Kirchenfeindschaft war ein inhärentes Merkmal des Sozialismus, die mal stärker, mal schwächer zutage trat. Zudem handelte es sich um eine Kirche an einem zentralen Platz mit hoher kunsthistorischer Bedeutung. Hier befanden sich unter anderem die Gebeine von Chr. F. Gellert, die bezeichnenderweise zuvor aus dem 1949 gesprengten Kirchenschiff der Leipziger Johanniskirche hierhin umgebettet worden waren. Offensichtlich erfolgte die Sprengung zudem gegen den erklärten Willen der Kirchenleitung, der Christen in Leipzig und großer Teile der Bevölkerung – die Arroganz der Macht trat offen hervor. Und tatsächlich belegt eine soeben vorgelegte Studie, dass die Sprengung auch nach DDR-Recht unrechtmäßig war.

Die Sprengung der Universitätskirche gilt somit als besonders eklatanter Fall der Rechtsbeugung, da es die kommunalen Instanzen der DDR bei den anderen Sprengungen zumeist zustande brachten, den Beteiligten die erforderliche Einwilligung abzapressen oder das Baurecht in Anschlag zu bringen. So planten die Magistrats-Behörden in Ost-Berlin seit 1961 die Sprengung der im Todesstreifen der Mauer stehenden Versöhnungskirche, aber erst nachdem der verantwortliche West-Pfarrer zwanzig Jahre später den Weg freimachte, schritt man zur Tat und sprengte die Kirche 1985. Rechtlich verlief hier alles ohne Beanstandungen. Für die Leipziger Universitätskirche ergibt sich jedoch aus dem Bruch von DDR-Gesetzen die Möglichkeit zur Restitution der Gebäudewidmung entsprechend der Zweckbestimmung des nun – nach bestehendem Rechtsverständnis – lediglich erneuerten Gebäudes. Nach einer 1978 kirchenintern vorgelegten Studie wurden auf dem DDR-Gebiet über 60 Kirchen gesprengt oder abgetragen.

Die meisten von ihnen hätten nach Einschätzung von Fachleuten gerettet werden können. Stellvertretend genannt werden soll hier nur in Berlin die Georgenkirche, in Potsdam die Garnisonskirche, in Rostock die Jacobikirche und Lutherkirche. Allein in Magdeburg waren 7 Großstadtkirchen zu beklagen, in Dresden 10 (u.a. die Sophienkirche und die Franziskuskirche). Hinzu kommt eine Reihe von Dorfkirchen (allein im Land Brandenburg um die zwanzig).

Beim Abriß der Kirchen vermochten drei Gründe den Ausschlag zu geben.

(1.) antireligiöser Eifer, häufig angespornt durch den Eifer jener Verantwortlichen vor Ort, bei sich die sozialistische Umgestaltung besonders effektiv hervortaten,

(2.) verantwortlich zeichneten des weiteren die Planungen zur sozialistischen Umgestaltung der Großstädte – betroffen waren so vor allem die Bezirksstädte und Berlin.

Kirchen sollten hier häufig als störende Sichtpunkte, die den Blick auf sozialistische Prestigebauten störten, verschwinden.

So zum Beispiel die Markuskirche am Straußberger Platz in Berlin, die Petrikerche an der Fischerinsel in Berlin, die Jakobikirche an der Langen Straße in Rostock, der Rostocker Paradestraße im Stil der fünfziger Jahre, aber ebenso auch die Universitätskirche in Leipzig, die den Verantwortlichen von Stadt und Universität seit Jahren ein Dorn im Auge war und die sie zunächst hinter die Universität verschieben wollten, jedoch als sich die Möglichkeit hierzu ergab, zugunsten des Neubaus der Universität sprengen ließen.

(3.) Als dritter Grund sind realsozialistische Verkehrsprojekte, die über den Stand der Planung zumeist nicht hinaus kamen, anzuführen.

So verschwanden das Domkandidatenstift und die Anglikanische Kirche in Berlin zugunsten einer nie gebauten Schnellstraße, die jedoch bereits in einem Schaubild im Jugendweihebuch „Weltall, Erde, Mensch“ bereits angepriesen wurde.

Nach dem Ende der DDR läßt sich in den von sozialistischen Bausünden gezeichneten Städten vielerorts das Bemühen verzeichnen, mit den weißen Stellen in der Stadtlandschaft, die in der DDR zu weißen Flecken in der Erinnerung erhoben wurden, umzugehen.

Dies geschieht in sehr unterschiedlicher Weise und mit unterschiedlichem Ergebnis. In Dresden wurde die Frauenkirche wiederaufgebaut, über den Teilaufbau der Sophienkirche wird in Dresden diskutiert. In Magdeburg wurde der Wiederaufbau der Ullrichskirche angeregt. In Berlin wurde die Versöhnungskapelle, die in verfremdeter Form keine Erinnerungen mehr an ihren Vorgängerbau aufkommen lässt, errichtet. Sie ist heute Teil des Erinnerungsortes Berliner Mauer. Bewusst wollte man hier keine Neuerrichtung – dies wohl nicht ohne Grund, schließlich zeichnete der zwischenzeitliche Gedenkstättenleiter und Spiritus Rektor der Gedenkstätte, Pfarrer Manfred Fischer, seinerzeit für die Abgabe der Kirche an den Staat verantwortlich, ermöglichte so die juristisch nicht zu beanstandende Sprengung und verteidigt diese anschließend.

Der Umgang mit den weißen Flecken in der Stadtlandschaft offenbart in der Konsequenz verschiedenes.

Zum einen geht es – in Magdeburg – wie es im Förderverein zum Aufbau der Ulrichskirche heißt, „um die Korrektur eines städtebaulichen Mißstandes“.

Sicherlich spielt häufig auch, wie der Aufbau der Frauenkirche in Dresden bewies, die Herstellung von Identität ein Rolle, ein gewisses „Wir Gefühl“.

Der Wiederaufbau eröffnet auch die Chance, Menschen, die sich vom Glauben entfernt haben, wieder an die Kirche heranzuführen.

Doch sollte, die zeigt der Umgang mit der Sprengung der Versöhnungskirche in Berlin, sollte diejenigen, die sich den Wiederaufbau auf die Fahnen schreiben, der Wahrheit verpflichtet fühlen.

Einer Wahrheit, die klar Verantwortlichkeiten und Verstrickungen benennt und die Interessen jener zu würdigen weiß, die damals unter dem Abriß gelitten haben.

Reichlich eingesetzte Steuergelder und schnell errichtete Fassaden schaffen noch keinen Inhalt.

Die neu errichteten Kirchen werden, wenn sie denn als Kirchen genutzt werden sollen, erst zudem, was sie mal waren, wenn sie inhaltlich diesem Zweck zugeführt werden und ihre „innere“ Würde zurückerhalten - und der Weg, der dabei beschritten wird, kein unchristlicher ist.

Der Weg ist bereits Teil des Ziels.

Alles andere würde bedeuten, lediglich die einmal entstandene Wunde zu umkleiden, es bestände so die Gefahr, dass Unrecht fortbestehen zu lassen.

Hervorhebenswert, für das, was ein solcher Wiederaufbau zu signalisieren vermag, welche Botschaft hiermit transportiert werden kann, mag das Geschehen um das gesprengte Kirchenschiff der Marienkirche in Wismar angeführt werden.

Auf Grund fehlender Finanzen entschlossen sich die Initiatoren des Wiederaufbaus hier, in Anknüpfung an die Tradition der alten Dombauhütten, vor Ort einen Brennofen an der verwaisten Stelle des gesprengten Kirchenschiffes aufzustellen und im Rahmen eines Jugendkamps damit zu beginnen, die Grundmauern auf dem Asphalt des Parkplatzes, der zu DDR-Zeiten hier eingerichtet wurde, wieder entstehen zu lassen.

Nach und nach wurde so der Umriss des alten Kirchenschiffes wieder sichtbar; das Gefühl für den verschwundenen Raum wiederbelebt.

Ob so die Marienkirche in Wismar insgesamt wieder aufgerichtet werden kann ist ungewiss.

Doch ist der Platz bereits mit Inhalt gefüllt – von Zeit zu Zeit ruft der Förderverein die Bevölkerung zum öffentlichen Mauern auf, an dem sich nicht wenige Wismarer beteiligen.

In diesem Sinne wünsche ich den in Leipzig im Paulinerverein Engagierten Erfolg bei ihrem Bestreben, jenen Geist und jenen Inhalt, der erst eine Kirche zu einer Kirche macht, zurück in den Neubau der Universitätskirche zu bringen.

Jene sollte nicht als Museum mit Plexiglas eingefasstem Gebetsraum fungieren, sondern als Ort des Austausches, der Kommunikation und der Besinnung.

Betrachtung zum Monatsspruch Mai 2009: Apg.4,20: „Wir könnens ja nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben“.

(Pfr.i.R. Gerd Mucke, stellv.Vorsitzender des Paulinervereins) – wörtlich –

Das sitzt und paßt und schließt nahtlos an. Diese aktuellen Worte sagt der Apostel Petrus, als man ihm verbieten will, im Namen Jesu zu reden und zu lehren. Er sagt: „Ehrlich, wir können nicht anders. Auch wenn ihr uns droht, wenn ihr uns ignoriert oder den Kopf schüttelt. Wir könnens nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben. Wir können einfach nicht anders!“

Wir sind nicht Petrus. Wir wollen nur im Innern dieses Neubaus soviel Universitätskirche wie möglich. Warum?

Herr Dr.Stötzner hat es zitiert: „Wir wollen eine Kirche, weil es immer eine Kirche hier gab“. Weil man hier – wie es der unvergessene Pater Gordian sagte – Gott etwas weggenommen hat, das ihm wiedergegeben werden muß.

Aber auch wir und alle Befürworter eines trennwandlosen Innenraumes mit Kanzel, Altar und dem richtigen Namen werden bedroht, angefeindet, ignoriert, in der Presse totgeschwiegen.

Man schüttelt über uns den Kopf: sollen wir uns doch zufrieden geben mit einer kirchenähnlichen Fassade, einem abgeteilten Andachtsreservat und einem falschen Namen. Sollen wir doch endlich den Mund halten! Schließlich gab es eine „Schlichtung“! Was wollen wir denn noch? Eigentlich können wirs doch lassen!

Stimmt. Eigentlich könnten wirs ganz gut lassen. Eigentlich müßte man nicht dauernd darüber reden. Entschieden wird ja doch ohne uns.

Aber vor dem Reden kommt immer das Sehen und das Hören. Und was wir sehen und hören, bestimmt unser Reden.

Da sehen wir einen Bau, der an die gesprengte Kirche erinnert, aber er soll nicht so heißen. Da sehen wir die unsägliche Trennwand, diesen Akustikkiller, bildlich vor uns. Wir hören die absurdesten Begründungen für dieses Monstrum, und wir dachten, die Zeit der Mauern und Abgrenzungen sei vorbei. Wir hören, daß die Diskussion über die Aufstellung der Kanzel – vom Uni-Chef einst „barockes Scheißding“ genannt - an der Universität noch nicht abgeschlossen sei. Ja bitte, wann denn dann, wenn nicht jetzt? Der Paulus-Altar steht quasi abholbereit in der Thomaskirche – spätestens 2013 – , aber noch ist alles offen. „Wenn es denn die baulichen Bedingungen zulassen“, werde er

zurückgeführt. Und wenn nicht? Ja, geht's denn noch?

Und wir hören, daß in einer geplanten – auch von Studenten infragegestellten – Jubelfeier im gesamten Aula/Kirche-Bau getanzt werden soll, ein Totentanz auf Gräbern, denn unter der eilig gegossenen Grundplatte befinden sich noch immer Grabstellen.

Wir hören aber auch davon, daß in manchen Dingen noch lange nicht das letzte Wort gesprochen sei.

Und darum können wirs nicht lassen, davon zu reden, was diese Kirche bedeutet hat – und was sie wieder bedeuten soll: für die Universität, für unsere Stadt, für unser Land. Wir könnens einfach nicht lassen!

Trotz sogenannter „Schlichtung“, die nur Stillhalteabkommen der Beteiligten war (der Paulinerverein war sowieso ausgeklammert!); trotz Androhung „rechtlicher Mittel“, wenn wir über unglaubliche Beschimpfungen von seiten der Uni nicht den Mund hielten; trotz der scheinbar völlig verfahrenen Situation. Wer diese Universitätskirche und ihre Bedeutung erlebt und erfaßt hat, dazu den Schmerz und die Trauer über ihre Zerstörung - und wer jetzt die Zielstrebigkeit erlebt, mit der der ursprüngliche Entwurf immer mehr verwässert und verfälscht wird, der kanns nicht lassen, der kann nicht schweigen. Wenn man mit dem Rücken zur Wand steht, gibt es nur eine Richtung, in die man gehen kann. Nach vorn. Und darum können wirs nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben!

Christian Wolff
Pfarrer an der Thomaskirche
Ansprache zum Gedenken an die Sprengung
der Universitätskirche am 30. Mai 1968
30. Mai 2009, Augustusplatz

Liebe Bürgerinnen und Bürger,

eigentlich müsste dieses Gedenken an die Sprengung der Universitätskirche eine offizielle Veranstaltung der Universität Leipzig sein. Eigentlich müssten der Rektor der Universität, die 14 Dekane und der Studierendenrat hier stehen. Eigentlich müsste der Oberbürgermeister unserer Stadt oder zumindest der Kulturdezernent vertreten sein. Und eigentlich hätte es der Anstand geboten, dass die Bauarbeiten für die Zeit dieser Veranstaltung unterbrochen werden. Aber Anstand und derzeitige Universitätsleitung gehen leider nicht zusammen.

Als wir vor einem Jahr hier standen, um des 40. Jahrestages der Sprengung der Universitätskirche zu gedenken, da wollten die Universität Leipzig, jedenfalls ihre Repräsentanten, nichts mehr von einer Universitätskirche wissen: Andachts- oder Sonderraum sollte das heißen, was man als Enklave für Gottesdienste vorgesehen hatte. Und was für jedermann sichtbar eine Kirche ist, wollte man trennen in eine Klimazone für Epitaphe und einen Aula-Raum. Auch garantierte Zeiten für die Universitätsgottesdienste wurden als unerfüllbar hingestellt. Da musste jeder den Eindruck haben: diese Universität schämt sich weniger der ideologischen Gewaltakte in ihrer 600jährigen Geschichte, sondern will mit aller Macht ihre geistlichen und geistigen Wurzeln kappen. So kann es nicht verwundern, dass seit neuestem auch Namen wie Ernst Bloch und Hans Mayer verschwiegen werden.

Doch eine mit Hingabe betriebene Verleugnung der Wirklichkeit ist das eine. Sie endet im Nebel der Belanglosigkeit – wie der Festakt am 09. Mai im Gewandhaus peinlich eindrucksvoll belegte. Von ihr geht weder Vision aus, noch übt sie Anziehungskraft aus. Eine Wirklichkeit aber, die sich der Geschichte stellt und um Zukunft ringt, zwingt zur Wahrhaftigkeit: an der Stelle der gesprengten Universitätskirche entsteht die neue Universitätskirche St. Pauli. In dieser werden an Sonn- und Feiertagen Gottesdienste gefeiert. Die Kanzel wird aufgestellt. Und es liegt an uns, dass die Glaswand so oft geöffnet werden muss, dass sich das Schließen nicht mehr lohnt. Das alles ist Inhalt des sog. Kompromisses, den die Universitätsleitung auf Druck der Öffentlichkeit im Dezember des vergangenen Jahres schließen musste. Es ließ sich nicht durchhalten, was die Herren und Damen Professoren im Verein mit Studierenden gerne wollten: eine Universität im Elfenbeinturm, abgeschottet von der Stadt, in der man sich nicht der öffentlichen Debatte und der Diskussion stellen muss und die sich ihrer Geschichte entledigt. Und auch die Diffamierungen derer, die sich für die neue Universitätskirche einsetzen, als solche, die Mehrheitsentscheidungen missachten würden, oder als „Klerikalfaschisten“ (so die kolportierte Äußerung „ehrenwerter Professoren“), ändern nichts daran: Schwachheit, Dummheit, Ignoranz haben ebenso kurze Beine wie Lügen und Verleumdungen.

Doch auch Kompromisse sind keine Selbstläufer. Es liegt an uns, den Bürgerinnen und Bürgern, dass das auch umgesetzt wird, was im Dezember 2008 mehr schwammig, denn klar zu Papier gebracht wurde. Dieses wunderbare Gebäude ist die neue Universitätskirche. In ihr muss die Kanzel wieder zum zentralen Ort der freien Rede und Widerrede werden. In ihr – und zwar als Gesamtraum - müssen Gottesdienste gefeiert werden können, die Universitätsmusik ihren festen Platz haben und der wissenschaftliche Diskurs sowie der interreligiöse und interkulturelle Dialog stattfinden.

Ich bin mir ganz sicher: In ein paar Jahren wird man sich mit Scham daran erinnern, dass es einmal eine Universitätsleitung, eine Wissenschaftsministerin, einen Ministerpräsidenten gab,

die dies alles zu verhindern und zu hintertreiben versuchten oder einfach nur abgenickt haben. In ein paar Jahren wird man sich die Haare raufen, dass das bürgerliche Lager einschließlich der sog. bürgerlichen Parteien in Leipzig doch relativ schweigsam dieses unwürdige Spiel mit verfolgt und es ein paar Protagonisten, insbesondere dem Paulinerverein, überlassen haben, hier die Stimme zu erheben. Es ist schon belämmernd zu sehen, dass – nachdem das Bürgertum und seine Elite in der Nazizeit so kläglich versagt haben – sie jetzt, nach 1989, nicht erkennen, wem es eigentlich die Rückkehr in diese Stadt verdanken einschließlich der Berufung auf manchen Lehrstuhl und auf welche Fundamente sie eigentlich bauen können. Ist es vergessen, dass es ohne die Kirchen die friedliche Revolution nicht gegeben hätte und dass nicht neutralistischer Säkularismus der Nährboden für Demokratie, Meinungs- und Religionsfreiheit ist, sondern die Grundwerte, die nicht zuletzt der jüdisch-christlichen Glaubensstradition entspringen und in denen die freie Wissenschaft gründet? Das bürgerliche Lager, also alle die, die meinen, in dieser Stadt eine wichtige Aufgabe zu erfüllen, möchten sich bitte weniger auf roten Teppichen tummeln, als vielmehr dafür sorgen, dass in dieser Stadt wieder ein roter Faden des aufgeklärten Bürgertums sichtbar wird – und zu dem gehört notwendig ein klares Bekenntnis zur Universitätskirche St. Pauli in ihrer Dreifachnutzung und ein Bekenntnis zur Demokratie. Letztere besteht aber nicht nur aus Mehrheitsentscheidungen. Sie erfährt ihre Lebendigkeit und Kraft vor allem in der öffentlich und frei geführten Debatte.

In ein paar Jahren also wird man sich fragen: Wie konnte es möglich sein, dass sich die Universität Leipzig in ihrem Jubiläumsjahr der einmaligen Chance begeben hat, der Welt mit Stolz Großartiges zu präsentieren: die neue Universitätskirche St. Pauli. Wie konnte es dazu kommen, dass zwar die zentrale Ausstellung zum Jubiläum „Erleuchtung der Welt“ lautet, aber von den derzeitigen Akteuren der Universität wenig Leuchtkraft ausgeht. Und darum möchte ich allen, die sich in den vergangenen Monaten meinten mokieren zu können über die verschärfte Tonlage, die Harmonie verwechseln mit Absegnen eines Verbrechens, deutlich sagen: Wir wollen zu denen gehören, die diesen Ort zu dem machen, was er war: ein Ort des Geistes, des Glaubens, der Musik, der unserer Schwachheit, unserer Trägheit aufhilft, der Duckmäusertum erstickt und das Rückgrat eines jeden Menschen stärkt.